

# Leseprobe

Elena Martignoni, Michela Martignoni

**Borgia - Die Vergeltung**  
Historischer Roman

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



---

Seiten: 352

Erscheinungstermin: 21. Oktober 2019

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

Elena & Michela  
MARTIGNONI

# BORGIA

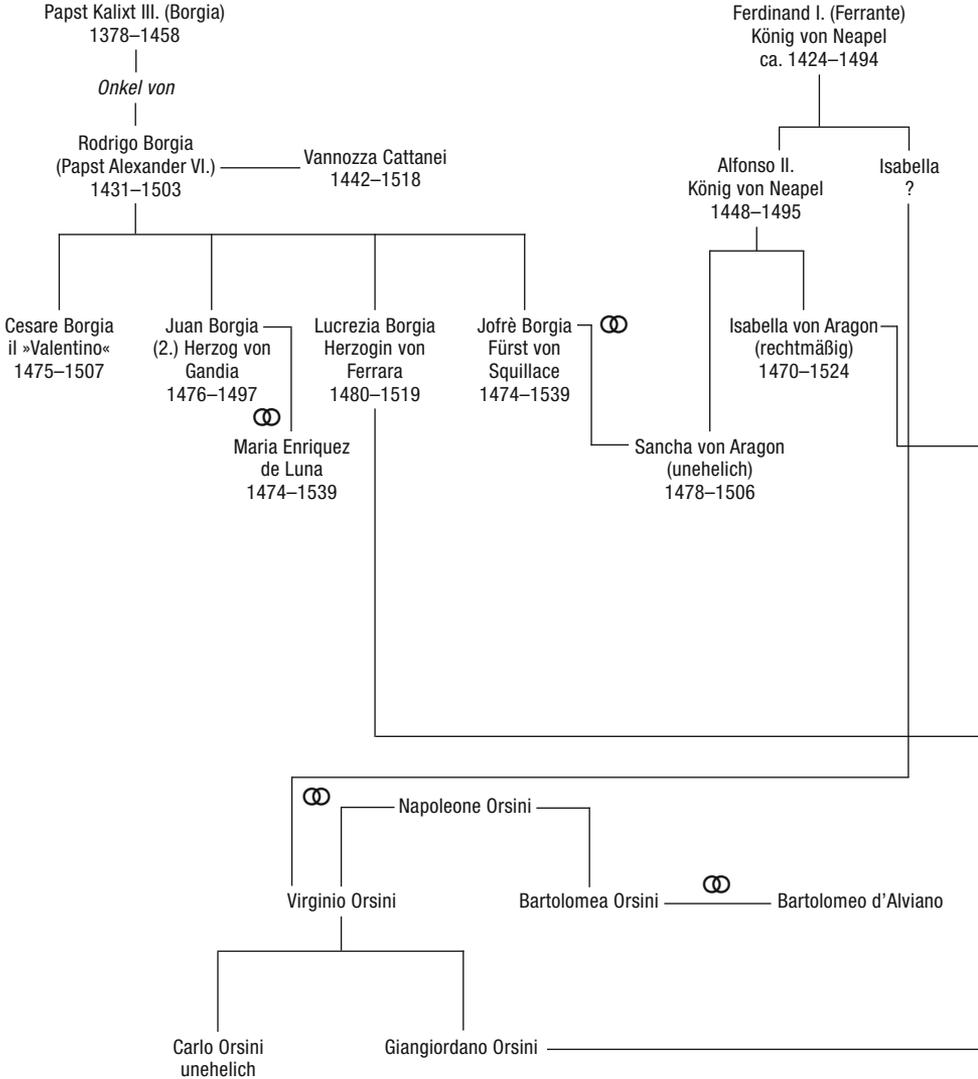
DIE VERGELTUNG

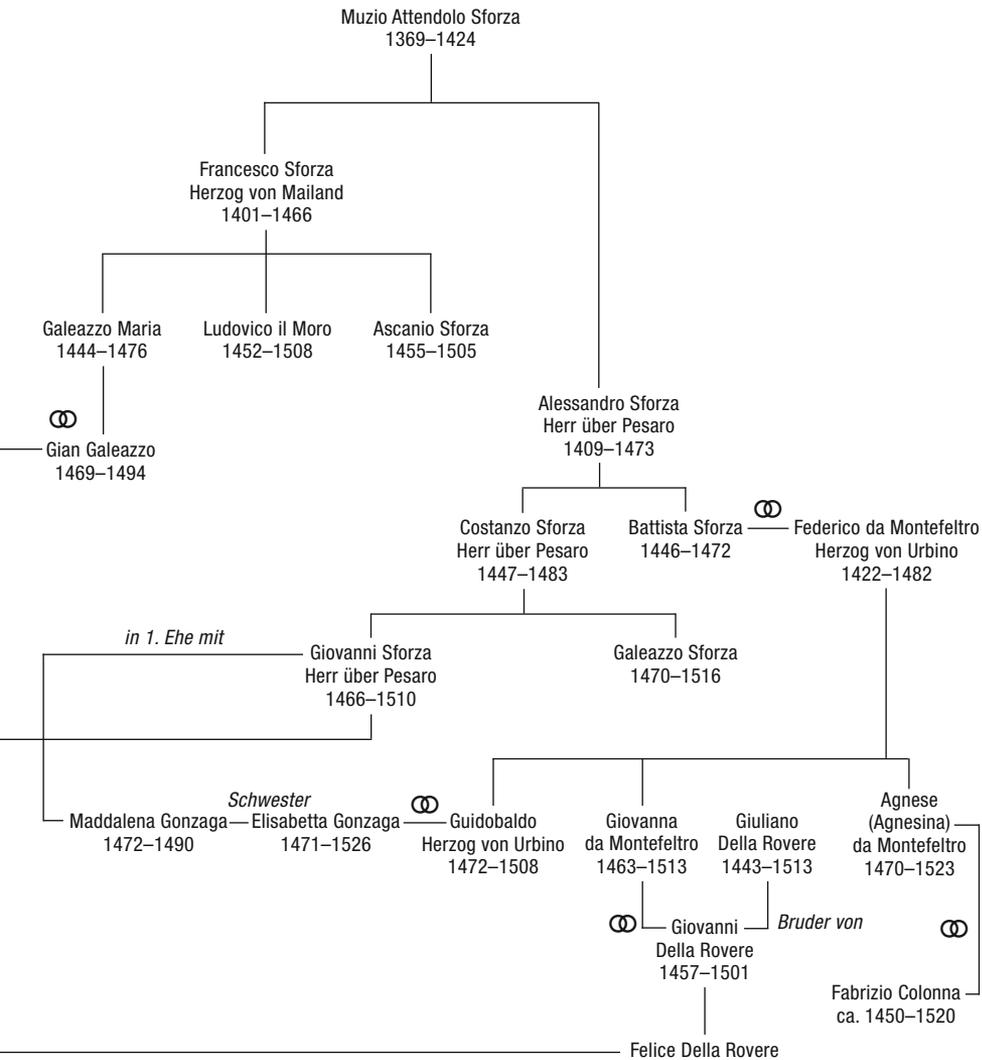
Historischer Roman

Aus dem Italienischen von  
Ingrid Exo und Christine Heinzius

GOLDMANN

# Stammbaum





*Die Handlungen der Menschen haben oft eine enorme  
Tragweite, die weit über ihre ursprüngliche Absicht hinausgeht  
und ihre Wahrnehmung und Vorausschau übersteigt.*

*Clemente Fusero*

## Die wichtigsten Personen der Handlung

**Segundo** – Mörder

**Andrea Gianani** – römischer Adeliger

**Riccardo Fusco** – Bargello (Roms Polizeihauptmann)

**Lorenzo Calvi** – Kardinal

**Gemma** – junge Römerin

**Isabella** – Andreas verwitwete Schwägerin

**Jacopo Gianani** – Andreas Bruder

**Mario Gianani** – Andreas Bruder

**Rodrigo Borgia** – Papst Alexander VI.

**Francisco Flores** – Diplomat

**Giovanni Marradès** – päpstlicher Kammerdiener

**Uberto Roncaglini** – Kardinal

**Gherardo Ravelli** – Kardinal

**Johannes Burckard** – päpstlicher Zeremonienmeister

**Bruder Ernesto** – Kloostervorsteher

**Teodoro** – Ubertos Diener

**Mora** – Dirne

**Doralice** – Kurtisane

**Oliviero Barocelli** – Florentinischer Händler

**Mastro Simone** – Kunstmaler

**Bartolomeo Flores** – Kanzler der Borgia

**Ephraim** – jüdischer Händler

**Lapo** – Gedungener Mörder

**Tito Ferro** -Fuscos Adjutant

**Bastiano** – Diener der Gianani

**Parola** – Schauspieler

**Lupa** – Gastwirtin

**Michelangelo Buonarroti** – Künstler

**Tonio** – Küchenjunge

**Hans** – Gherardos Kammerdiener

# ERSTER TEIL

PROLOG  
*Der geheime Name*

*Pisa, August 1497*

Der Pater blieb vor der einsamen Hütte stehen, der letzten vor den Feldern, die sich hinter der Gasse erstreckten.

Er schaute über seine Schulter, lauschte einen Moment lang den Geräuschen der Nacht, dann griff er nach dem eisernen Türklopfer, der an die Tür genagelt war, und klopfte laut.

Als er zwei Augen sah, die ihn misstrauisch durchs Guckloch betrachteten, zog er die Kapuze auf seinem Kopf etwas zurück.

»Pater Tommaso schickt mich«, sagte er leise.

Die Kette wurde geöffnet, eine Alte tauchte auf der Schwelle auf und zischte: »Endlich.« Sie bat ihn, am Ende eines schmalen, düsteren Flurs eine Treppe hinaufzusteigen. Oben zündete die alte Frau eine Öllampe an, die einen kahlen Raum erleuchtete, an dessen Wänden die dunkle Farbe abblätterte. Der Weihrauch, der in einem Kohlebecken im kalten Kamin brannte, konnte den von der Augusthitze noch verstärkten Gestank der Krankheit nicht überdecken.

Auf einem Metallbett in einer Ecke des Zimmers lag ein Mann.

»Komm näher, Bruder«, murmelte er keuchend. Dann musterte er ihn und fragte: »Wer bist du?«

»Pater Tommaso wurde an ein anderes Krankenlager gerufen und hat daher mich geschickt«, antwortete der Geistliche.

Der Mann betrachtete konzentriert die fadenscheinige Kutte, die nackten Füße in Sandalen, die fromm gefalteten Hände und versuchte, die von der Kapuze verdeckten Gesichtszüge zu erkennen.

»Er wäre mir lieber gewesen, aber ... im Grunde ... ist ein Pfarrer so gut wie ein anderer, denn ich möchte beichten.«

Mit einer Handbewegung schickte er die Diener hinaus.

»*In nomine Patris et Filii, et Spiritus Sancti*«, begann der Beichtvater und machte ein Kreuzzeichen, dann setzte er sich neben das Bett. »Ich höre.«

»Du darfst das, was ich dir beichte, nicht weitererzählen, richtig?«

»Das Beichtgeheimnis schützt dich.«

Der Kranke schwieg einen Augenblick, dann begann er stockend zu sprechen.

»Ich habe das Rattenloch meiner Eltern verlassen, noch bevor mir ein Bart gewachsen war. Da drinnen verhungerte man, aber Kälte und Prügel gab es im Überfluss. Ich habe alles Mögliche gemacht, um zu überleben: Ich habe gestohlen. Das musste ich, um essen zu können! Ich habe viele mit Würfeln und Karten betrogen und auch so manche Frau. Ich war auch Soldat, und der Krieg hat sich ein Stück hiervon geholt«, sagte er und legte eine Hand auf sein rechtes Bein, das dünner war als das linke. »Jetzt siehst du mich so, aber früher wurde der Name Lapo il Pisano respektiert!«

Der Pater, den Kopf gesenkt, folgte ihm aufmerksam.

»Du willst wissen, ob ich die Zehn Gebote kenne. Ja, Pater, die kenne ich gut: Man hat sie mir eingepugelt, daher habe ich sie nie respektiert«, fuhr Lapo fort. Er stützte sich mit schmerzverzerrtem Gesicht auf einen Ellbogen. »Aber ich bin immer davongekommen. Beim letzten Mal jedoch ...« Er wandte den Blick zur Tür, aus der die Alte gegangen war, und bat den Beichtvater, etwas näher zu kommen, dann wisperte er: »Gott hat es mir geschworen!«

Er ließ sich auf die Kissen fallen, dann räusperte er sich und sprach weiter: »Es war Februar. Hier in Pisa war es bitterkalt, und ich hätte auch Asche gegessen. Ich wusste nicht, wie ich weitermachen sollte. In der Taverna del Leone suchte ich an diesem Abend jemanden, der mir ein Bier bezahlte, als ich an einen Tisch zum Kartenspielen gerufen wurde. Da traf ich auf meinen Waffenbruder, einen gewissen Bernardo. Ich wusste, dass er es in Rom geschafft hatte, als Vertrauter eines mächtigen Mannes, aber ich hatte ihn lange nicht gesehen. Ich tat so, als würde ich ihn nicht erkennen, dann spielten wir. Er ließ mich gewinnen. Die anderen Spieler verließen den Tisch bald, und ich sagte ihm: ›Freund, was willst du von mir? Du weißt, dass ich nicht dumm bin, ich begreife sofort, wenn jemand falschspielt.‹ Aber er beharrte darauf, dass ich das Geld behalten sollte, ja, er versprach mir sogar noch mehr, so viel, wie ich noch nie gesehen habe, wenn ich ihm einen Gefallen täte. Mit ihm nach Rom reisen, um die Gunst von Juan Borgia, dem Sohn des Papstes, zu gewinnen und ihm dabei zu helfen, sich so sehr zu amüsieren wie noch nie. ›O nein‹, habe ich ihm gesagt, ›du legst mich nicht aufs Kreuz! Du willst, dass ich den Katalanen zum letzten Dolchstoß präsentiere. Nein, mein Freund, das ist selbst für Lapo zu viel: Wer einen Borgia angreift, verliert sein Leben!‹ Aber er erinnerte mich an den Gefallen, den ich ihm schuldete, denn er hatte mir in einer

Schlacht das Leben gerettet. Weißt du, Pater, wenn es um die Ehre geht, dann kann Lapo sich nicht weigern, außerdem riskierte ich nicht viel dabei, einen Kuppler zu spielen, während ich in Pisa verhungert wäre. Also habe ich zugesagt.«

Er hielt inne, um Luft zu holen, und zeigte auf einen Krug mit Wasser. Der Mönch schenkte ihm ein und half ihm beim Trinken.

»Das Vertrauen dieses Bastards zu gewinnen war leicht«, fuhr Lapo leise fort. »Ich habe ihm gegeben, was er suchte: Frauen, Spiel, Ausgelassenheit. Er wollte mich immer an seiner Seite haben, auch wenn er mein Gesicht nie gesehen hat. Er dachte, ich würde die Folgen der französischen Krankheit verbergen mit dieser ...« Lapo hob seinen Arm etwas und deutete auf eine schwarze und zerschlissene Maske, die anstelle eines Kreuzes über dem Bett hing.

»Am Abend des 14. Juni habe ich ihn bei einem Bankett im Palazzo seiner Mutter getroffen. ›Don Juan‹, habe ich ihm gesagt, ›wenn Ihr Euch die kleine Gräfin della Mirandola gönnen wollt, dann ist das die richtige Nacht: Sie hat ihre Dienerin geschickt, um zu sagen, dass sie allein ist und Euch erwartet, aber sie wird nur Euch und mich in den Palazzo einlassen, wir müssen also dieses Muskelpaket Alonço loswerden. Ihr wollt Euren Leibwächter doch nicht mitnehmen ins Bett Eurer Schönen! Er schaute mich zweifelnd an, aber ich sagte nur: ›Keine Sorge, Alonço werden wir mit einer List los. Wir betreten das Freudenhaus an der Piazza Giudea und lassen ihn draußen auf uns warten, aber wir gehen auf der anderen Seite wieder hinaus und dann zum Palazzo Mirandola. Ihr amüsiert Euch mit der Gräfin und ich mich mit der Dienerin!‹ Borgia hat akzeptiert, aber so ist es nicht abgelaufen. Ich habe Bernardo in meinen Plan eingeweiht, und er ist mit seinen Männern zur Piazza Giu-

dea gekommen, während Borgia und ich aus der Hintertür des Freudenhauses traten. Sie haben Alonço umgebracht, dieser treue Hund hat etwas über mich erfahren, das er nicht wissen durfte. Dann haben sie uns auf der Straße abgefangen, und ohne dass er auch nur Zeit für einen Schrei hatte, haben sie diesem verdammten Katalanen die Kehle durchgeschnitten und ihn in den verdreckten Tiber geworfen, in die Scheiße von Rom!«

Lapo wurde von einem Hustenanfall geschüttelt, spuckte dunkles Blut in ein Taschentuch. Er wartete, bis er wieder zu Atem gekommen war, dann fragte er in ironischem Tonfall: »Hast du gehört, was ein Krüppel tun kann?«

Der Mönch schwieg und berührte das Kreuz, das an der Kordel seiner Kutte hing.

»Meine Ehrenschild war bezahlt«, sagte Lapo. »Bernardo hat mir sofort gegeben, was mir zustand, und so habe ich mich schnell aus Rom davongemacht. Ich hatte noch nie in meinem Leben so viel Geld und hatte es in wenigen Monaten verspielt und versoffen, bis ich mich ruiniert habe. Aber immer noch besser als Bernardo. Ich habe gehört, dass er ermordet wurde ... Verfluchtes Geld! Und verflucht sei, wer es ihm gegeben hat!« Er dachte einen Augenblick nach, dann platzte er heraus: »Ich will mein Gewissen ganz reinwaschen. Wer es gewollt hat, ist verdorbener als ich. Er hat sich die Hände nicht schmutzig gemacht, aber die Seele, o ja, die Seele schon! Ich sage dir ihre Namen ...«

Er näherte sich dem Ohr des Mönches und befreite sich von seinem Geheimnis.

»Jetzt weißt du alles ... Nun vergib mir.«

»Vorher musst du bereuen und um Gottes Gnade bitten.«

»Bereuen? Ich?«, der Sterbenskranke lachte keuchend. »Das habe ich noch nie getan!«

Der Beichtvater stand auf, aber Lapo hielt ihn an einem Zipfel seiner Kutte fest.

»Nein, warte! Ich will nicht in der Hölle enden.«

»Doch, genau dort wirst du enden, Neco«, verkündete der Pater und änderte den Tonfall.

Lapo sah ihn ungläubig an.

»Warum nennst du mich bei diesem Namen?«

»Mit diesem hast du deine Seele verdammt.«

»Du irrst dich, Freund, ich bin Lapo il Pisano ...«

»Ich irre mich nicht, Neco.«

»Wer bist du?«, murmelte Lapo und suchte in seinem Gedächtnis, zu wem diese feurigen Augen gehörten, die aus der tiefen Schwärze der Kapuze Blitze schleuderten.

Der Pater nahm die Kapuze ab.

Lapo riss die Augen auf, als sähe er einen Geist vor sich.

»Ihr!«, rief er ungläubig aus.

Er öffnete den Mund, um zu schreien, aber es war zu spät. Der Pater hatte ihm bereits die Hände um den Hals gelegt.

Lapo schoss hoch, erdrückt vom Klammergriff um seine Kehle, der ihm den Atem nahm. Mit blauem Gesicht kämpfte er verzweifelt, schlug mit den hageren Armen ins Gesicht des Angreifers, aber sein müdes Herz wurde langsamer, hielt an und schlug nicht mehr.

Nach wenigen Augenblicken fiel Lapo wie eine Puppe zurück.

Der Pater blieb noch eine Minute schnaufend über ihm, dann ließ er ihn los und schloss die aufgerissenen Augen des Toten.

»Jetzt bist du dort, in der Hölle«, murmelte er und zog seine Kapuze erneut über den Kopf. Ohne Zögern ging er die Treppe hinunter in das Zimmer, in dem die Alte in einer Ecke saß und den Rosenkranz betete.

»Lapo ist in Frieden gegangen. Betet für ihn«, sagte er ihr und trat zur Tür, die zur Straße führte.

Die Dienerin unterbrach ihr Flüstern und schlug ein Kreuzzeichen. Dann stand sie auf und ging die Treppe hinauf zum Zimmer, während der Pater die Tür öffnete und in der dunklen Gasse verschwand.

Nur wenige Schritte von der Hütte entfernt erreichte Segundo die unbewohnte Kate, in der er den Sack mit seinen Kleidern zurückgelassen hatte. Er zog Kutte und Sandalen aus und seine Kleider an. Während er in seine Stiefel stieg, warf er dem ohnmächtigen Mann, der barfuß auf dem Boden lag, einen Blick zu. Er beugte sich über ihn und lauschte nach dem Atem. Der Schlag, den er ihm verpasst hatte, war nicht tödlich gewesen, und schon bald würde Pater Tommaso wieder erwachen, benommen, aber lebendig.

Segundo bedeckte den Mönch mit dessen Kutte, nahm seinen Sack und verließ die Kate.

Es war schon tiefe Nacht, die Stille nur vom Wellenschlag des Flusses unterbrochen. Er schritt zwischen den Elendshütten hindurch, die sich wie Pflanzen auf der Suche nach Licht entlang des Arnos ausbreiteten.

Segundo ging vorsichtig den Damm entlang und versuchte, in den gewundenen Gassen, vorbei an den Bruchbuden, den Weg zu finden.

Als er die Poststation erreichte, um sein Pferd zu holen, dämmerte es schon. Er stieg in den Sattel und galoppierte davon.

Jetzt kannte er die Wahrheit.

## I.

# *Die kranke Kastanie*

*Rom, Oktober 1497*

Die Äste der Kastanie bogen sich, kaum dass der leichte Westwind durch den Garten wehte. Robust, mit tiefen Wurzeln, widerstand der Baum der Zeit, aber er schien müde zu sein, sich der Kraft des Windes entgegenzustellen, der seine gelben Blätter abriss und mit sich trug. Sein Pflanzensaft faulte, und bald wäre er nur noch Feuerholz.

Das dachte Andrea Gianani, der vom Malzimmer aus die jahrhundertealte Kastanie betrachtete, deren Früchte der treue Bastiano in einem Korb sammelte. Sein Molosser, Ercole, die beiden waren unzertrennlich, lag unter dem Baum, hob bei jedem Geräusch die Augenlider und knurrte sanft.

Andrea ging vom Fenster zur Werkbank voller Farbtöpfe und Pinsel, die einen großen Teil des Raumes einnahm, ein helles Zimmer, in dem ein Holzstuhl und eine Staffelei mit einer großen Leinwand standen.

Der junge Mann betrachtete das Gemälde seiner Familie, an dem er seit Monaten arbeitete, das ihm aber immer noch nicht fertig erschien.

Jeden Tag korrigierte er die Gesichter, in der Hoffnung, die Blicke lebendig werden zu lassen und die verworrenen Verbindungen der Gianani darzustellen.

In die Bildmitte hatte Andrea seinen Vater gesetzt, auf einen abgewetzten Ledersessel, auf dem er viele Tage seines Lebens mit Nachdenken und dem Geben von Befehlen verbracht hatte.

Der alte Baron in einem steifen schwarzen Gewand, die Schultern trotz des Alters gerade, blickte direkt vor sich. Seine ausdrucksvollen Augen waren mit den Jahren nicht schwächer geworden.

Andrea tupfte mit dem Pinsel in die Farbe und bemerkte, dass die Falte fehlte, die der letzte Schmerz seinem Vater auf die Stirn gezeichnet hatte: der Verlust seines Sohnes Ippolito, ohne Prozess auf Befehl der Borgia hingerichtet. Er malte sie hastig, bevor er dieses Detail vergaß.

Andrea hatte seinen Vater nie geliebt, einen Heerführer, der immer darum kämpfte, Ländereien und Macht zu erhalten, einen unflexiblen Mann, der nur an sich selbst glaubte und keinen seiner Söhne der Kirche gegeben hatte, wodurch er sich mit dem Papst überworfen hatte.

Am Mittelfinger seiner linken Hand steckte der Ring mit dem Familienwappen, einer belaubten Kastanie, und seine Brust zierte ein Medaillon mit dem Bildnis seiner Frau.

Andrea erinnerte sich kaum an seine Mutter, und um sie zu malen, hatte er im Gedächtnis nach lebendigen Kindheitserinnerungen gesucht.

Ippolito, der Erstgeborene, stand rechts neben dem Vater. Der arme Bruder! In seinem Blick sah man die Lebenslust und das Verlangen, die Welt zu verändern, aber seit inzwischen drei Monaten verrottete er im Familiengrab. Während eines Banketts im Palazzo von Kardinal Ascanio Sforza hatte er

Juan Borgia beleidigt, ihn Bastard genannt. Er hatte es getan, um Sforza zu verteidigen, den Juan beleidigt hatte, aber das war für den Borgia keine Entschuldigung. Ippolito war von der päpstlichen Wache abgeholt und noch in derselben Nacht aufgehängt worden.

Vor ihm saß Isabella, seine Frau. Es war einfach gewesen, ihre regelmäßigen Gesichtszüge und frische Farbe auf die Leinwand zu bannen, aber Andrea begnügte sich nicht mit dem Äußeren, und das machte ihm die Entscheidung schwer, ob er die unbekümmerte Braut aus Mailand malen wollte oder die Frau, die durch vorzeitiges Witwentum düster geworden war.

Mit einem Strich ließ er Isabellas Lächeln erstrahlen, aber kein Pinsel konnte den Schatten der Traurigkeit verdecken, der ihre Augen verschleierte.

In den Armen hielt Isabella Ruggero, das Kind, das wenige Tage nach Ippolitos Tod geboren worden war: Auf seinem Bild wollte Andrea Vater und Sohn, die sich wegen eines grausamen Schicksals nie getroffen hatten, vereinen.

Neben Ippolito stand Jacopo, der Zweitgeborene.

Er war nicht großzügig und spontan wie Ippolito, er sprach wenig, aber er kümmerte sich um die Familie und die Einheit der Gianani. Er war streng und unnachgiebig und machte daher den Eindruck, er wolle sich als Herr über alle aufspielen.

Er wollte wie der Alte werden, aber hatte weder dessen Kraft noch dessen Ausstrahlung, dachte Andrea, der auf dem Gemälde die Unterschiede zwischen den beiden betont und den Bruder mit einem düsteren Blick gemalt hatte. In letzter Zeit war jedoch ein neues Licht in Jacopos braunen Augen aufgetaucht, eine Zärtlichkeit, die vorher nicht da gewesen war: Er liebte Isabella; vor dem Tod von Ippolito hatte er

seine Gefühle verborgen, doch wenn er sie jetzt anschaute, erstrahlte sein Gesicht.

Andrea sah den anderen Bruder an: Groß, mit markanten Gesichtszügen und einem spöttischen Blick, war Mario ein liederlicher Mensch, der nur an sein Vergnügen dachte. Er war ein Schürzenjäger und suchte nach einer Heeresführung, um seine überbordende Energie und seine gewalttätigen Instinkte in der Schlacht ausleben zu können.

Schließlich betrachtete Andrea sich selbst.

Braune, glänzende Haare, grüne Augen, eine gerade und große Nase, volle, gut gezeichnete Lippen, umgeben von einem kurzen Bart, der das spitze Kinn bedeckte. Seine Schönheit, von allen gerühmt, kompensierte sein Minderwertigkeitsgefühl gegenüber seinen Brüdern, die es ihm mit ihrem Spott eingepflanzt hatten.

Ein Sonnenstrahl traf plötzlich die vier Brüder und vereinte sie in einem leuchtenden Keil. Sie alle vereint? Ja, etwas verband sie, und zwar nicht nur das Blut. Als Kind hatte er nicht viel Zärtlichkeit erlebt. Von einem Vater erzogen, der geizig mit seinen Gefühlen war, und von einer Mutter, die in den spitzenbesetzten Krankenkleidern verloren war, waren sie alle unterschiedlich aufgewachsen und doch mit demselben Liebesbedürfnis.

Meine Familie, dachte Andrea und schaute melancholisch sein Werk an. Er blieb noch einen Augenblick, um es zu betrachten, dann, einem spontanen Wunsch folgend, zog er seinen farbverspritzten Kittel aus und lief aus dem Zimmer.

Isabella stickte nah am Fenster. Ihr Witwenkleid war einfach, ohne Ornamente, sie trug keinen Schmuck, außer einem dünnen Ring am linken Ringfinger und filigranen Goldohrringen. Sie hob oft den Blick zur Zimmerecke, in der Rugge-

ros Wiege stand, und lächelte, als sie die fröhlichen Geräusche des Kindes hörte, das die Amme gerade in den Schlaf zu singen versuchte.

Als sich die Tür öffnete und Andrea erschien, legte Isabella die Stickerei beiseite und ging ihm entgegen.

Der junge Mann stand neben der Wiege und sah liebevoll das Kind an. Er reichte ihm eine Hand, die Ruggero neugierig zwischen seinen Händen hielt.

»Ippolito wäre stolz auf dich«, sagte Andrea. Dann sah er Isabella, die näher gekommen war, in die Augen und ergänzte: »Und auch auf dich.«

»Er ist mein Leben«, murmelte Isabella und betrachtete ihren Sohn, »ich habe sonst nichts mehr.«

Andrea nahm sie an der Hand und sagte begeistert: »Komm, ich will dir etwas zeigen!«

Isabella übergab das Kind der Amme und folgte Andrea ins Malzimmer.

Sie blieb erstaunt vor dem Gemälde stehen, und ihr Blick wanderte voller Bewunderung von einem Gesicht zum anderen, bis sich ihre Augen mit Tränen füllten.

»Ich wollte dich nicht zum Weinen bringen«, sagte ihr Schwager zu ihr und errötete.

Isabella trocknete sich rasch die Augen und blickte ihn an. Andrea sah gut und begehrenswert aus, aber er war sich dessen nicht bewusst.

Er ging nur selten aus, besuchte keine Bankette, keine Feste und auch keine Frau.

»Du hast Stunden hier drin verbracht!«, rief sie aus und lächelte ihn an.

»Für mich ist die Malerei der beste Zeitvertreib. Es gefällt mir, die Gedanken und Gefühle von allen abzubilden ... Was hältst du vom Alten? Ähneln es ihm?«

»Es ist, als stünde er vor mir, aber ist es nicht respektlos, ihn so zu nennen?« Isabella musterte von Nahem das Gesicht ihres Schwiegervaters.

»Vielleicht«, erwiderte Andrea bitter und begann, die Farben zu ordnen. Dann sagte er mit harter Stimme: »Er hat mich mein ganzes Leben lang ändern wollen.« Mit einem Lumpen putzte er geschäftsmäßig einen Pinsel, er legte ihn zu den anderen in eine Schachtel und trat ans Fenster.

»Er wollte, dass ich so robust wie unsere Kastanie bin«, fuhr er fort und zeigte darauf.

Isabella stellte sich neben ihn und sah Bastiano, der gerade einen Korb gefüllt hatte. Sie erinnerte sich daran, was Ippolito ihr erzählt hatte: Einer ihrer Vorfahren hatte den Baum vor Jahrhunderten gepflanzt, und die Macht der Gianani wuchs Jahr um Jahr wie er.

»Aber ich bin ein Strauch«, seufzte Andrea, »und biege mich leicht. Jetzt ist auch die Kastanie krank, wie unsere Familie ... Hörst du?«

Die zwei erregten Männerstimmen waren zu hören, noch bevor die beiden im Garten auftauchten. Jacopo Gianani ging entschlossen vor Mario her.

»Nein, ich bezahle deine Schulden nicht!«

Der Bruder packte ihn am Arm, damit er stehen blieb.

»Das Testament des Alten ist eindeutig. Es gehört nicht alles dir!«

Jacopo riss sich los, sah ihn streng an und sagte: »Du hast deinen Teil schon vergeudet.«

»Das bisschen!«

»Ich werde nicht an die Grundlagen der Familie gehen, um dir den Hals zu retten.«

»Um die Ehre unseres Namens zu retten! Sag du's ihm, Bastiano!«

Der Diener unterbrach seine Arbeit und brachte Ercole fort, band ihn an einen nahen Pfahl.

»Es ist etwas spät, an unsere Ehre zu denken«, sagte Jacopo bitter.

»Wir haben noch Geld.«

»Nicht mehr viel, und das werde ich nicht für deine Laster hinauswerfen.«

»Die Wahrheit ist, dass du Ippolito nicht das Wasser reichen kannst. Du warst immer neidisch auf ihn, stimmt's? Ihm war der Name der Gianani wichtig! Er ist gestorben, weil er ihn verteidigt hat.«

»Deine Schulden zu bezahlen bedeutet, die Ehre zu verteidigen? Vergiss es. Ich bezahle deine Schulden nicht und auch nicht die Mütter deiner Bastarde!«

»Deine unterhält ein anderer, was?«, giftete Mario. »Der alte Hahnrei, dessen Frau du gevögelt hast.«

Jacopo näherte sich drohend Mario, der ihn abschätzig angrinste.

»Du dagegen begnügst dich mit Dienerinnen und Huren!«

»Besser Huren und Dienerinnen, als zu versuchen ...«

Aber Jacopo ließ ihn nicht aussprechen, sondern verpasste ihm einen Kinnhaken.

»Ich entschuldige mich für sie«, sagte Andrea zu Isabella und ging vom Fenster weg. »Ich muss sie aufhalten. Bleib hier«, wies er sie an und lief hinaus.

Aber sie folgte ihm in den Garten.

Während Andrea sich auf Jacopo warf und seinen Arm hielt, packte Bastiano Mario, der sich wehrte. Die beiden Brüder standen sich keuchend gegenüber. Doch als Isabella auftauchte, hörten sie auf zu kämpfen und senkten beschämt den Blick.

Bastiano ließ Mario los, der sich den getroffenen Kiefer

massierte, während Jacopo sich von Andrea losriss und seine gerissene, blutende Lippe berührte.

»Verzeih uns«, murmelte er zu Isabella, nahm das Taschentuch, das sie ihm reichte, und wischte sich damit den Mund ab. Er sah sie geknickt an, um ihr sein Bedauern zu zeigen, dann wandte er sich an Mario: »Heute Abend erwarte ich dich im Arbeitszimmer des Alten. Dann sprechen wir noch einmal darüber.«

Nachdem Mario zustimmend genickt hatte, drehte er sich um und ging in den Palazzo.

»Ihr habt euch wie Tiere benommen!«, rief Andrea empört aus.

»Willst du mir eine Predigt halten? Wie dein Freund der Kardinal?«, sagte Mario spöttisch, während er sich die Kleider richtete.

»Was weißt du denn schon von der Freundschaft?«

»Genug, um dir zu sagen, dass es früher oder später böse endet.«

»Ich kann mich verteidigen«, erwiderte Andrea und hielt seinem Blick stand.

Mario sagte nichts mehr und wandte sich stattdessen an Bastiano.

»Lass mir mein Pferd satteln. Ich gehe auf die Jagd.«

Er verbeugte sich steif vor Isabella und ging dann zu den Stallungen, gefolgt von Bastiano.

»Wieso verlässt du diese Hölle nicht?«, fragte Andrea mit brüchiger Stimme die junge Frau, die gegen Tränen ankämpfte.

»Ruggero muss in der Familie seines Vaters aufwachsen ... Ippolito hätte es gewollt.«

Isabella drückte ihn geschwisterlich an sich, dann entfernte sie sich schnell.

Wieder allein legte Andrea eine Hand an die raue, trockene Baumrinde der Kastanie. Sie löste sich in Stücken und zerfiel zu Staub.

Das war seine Familie, nicht die, die er gemalt hatte: Hass und Groll, Missverständnisse und Gegensätze, keine Liebe.

Mit geballten Fäusten drosch er mehrfach auf den Baum ein.

Bastiano, der aus den Ställen zurückgekehrt war, legte ihm eine Hand auf die Schulter.

»Kann ich etwas für Euch tun?«

»Du tust schon viel für uns«, sagte Andrea wehmütig und ging fort.

Der Diener sah ihm traurig nach, dann sammelte er die Rinde und abgefallenen Blätter ein.

## II.

### *Das spanische Rom*

Als Francisco Flores am Konstantinsbogen vorbeiritt, empfand er eine Mischung aus Hektik und Ergriffenheit. Sein Vater hatte ihm oft beschrieben, was er gefühlt hatte, als er vor vielen Jahren in die Stadt gekommen war. Er stammte aus Xàtiva, einem armen und kargen Dorf, sein Landsmann Kardinal Alonço Borgia, der spätere Papst Kalixt III., hatte ihn zu sich gerufen. Er traute den römischen Höflingen nicht und wollte nur Edelmänner aus seiner Region. Die Flores gehörten dann zum Gefolge von Kardinal Rodrigo Borgia, jetzt Papst Alexander VI., und mogelten sich seit Jahren durch die Komplotte am päpstlichen Hof. Sie teilten die Gebräuche und die Sprache ihres Herkunftslandes mit einer geschlossenen Gruppe von Familien.

Francisco seufzte, er hatte katalanisches Blut, aber ein römisches Herz.

Als Diplomat musste er oft andere Höfe besuchen und an politischen Spielchen teilnehmen, was ihn stolz machte, aber wenn er zurückkehrte, beeindruckte ihn die Lebendigkeit der Stadt der Päpste, das mannigfaltige und laute Gewühl der Menschen auf den Plätzen und in den Gassen. Es war ein Meer, das stetig in Bewegung war, bereit zu lachen und zu spotten, sich bedrohlich zusammenzuschlie-

ßen, um nach Brot und Hoffnung zu verlangen, und jubelnd die neuen Herren zu begrüßen und sie zu verleugnen, wenn sie in Ungnade fielen; eine Vielfalt von Priestern und Mönchen, Adeligen und Kardinälen, großen Damen und Huren, Pilgern und Müßiggängern, Plebs und Söldnern, die sich rund um den Tiber versammelten, einem ungesunden und fauligen, manchmal wütenden Fluss, der das Leben in Rom bestimmte.

Francisco konnte sich nicht vorstellen, weit weg von den beeindruckenden Ruinen der Antike sowie der neuen Pracht der Stadt zu leben.

Ihre Mauern, die Straßen, die Palazzi zeugten von Macht. Und die Macht brauchte Männer wie ihn.

Er überquerte den Fluss auf der Engelsbrücke und erreichte die Piazza San Pietro.

Er ließ das Pferd in den Stallungen des Apostolischen Palastes, die Wachen grüßten ihn, dann ging er den langen Korridor entlang zum Arbeitszimmer des Papstes. Er schritt voran und schaute sich um, als sich eine schwere Hand auf seine Schulter legte.

»Francisco, bist du heute auch hier?«

Flores drehte sich um und sah das aufrichtige Lächeln von Giovanni Marradès. Für seine vierzig Jahre immer noch stattlich bewegte sich der Bischof von Toul und Lieblingskammerdiener des Papstes locker zwischen den Intrigen der Kirche, und viele waren der Überzeugung, dass der Papst die Wirklichkeit durch Marradès' Katzenaugen sah.

Francisco nickte als Antwort und ging mit ihm auf die päpstlichen Gemächer zu. Ihre Schritte hallten streng auf dem Marmorboden wider, der so glänzend war, dass er die Hellebardenträger, die in den Korridoren aufgereiht waren, reflektierte.

»Hat seine Heiligkeit dich gerufen?«, fragte Marradès.  
»Gibt es eine heikle Mission für dich?«

»Vielleicht«, entgegnete Flores lakonisch.

»Ich war in den letzten Monaten auch viel unterwegs, in Florenz, Mantua, Venedig, Mailand. Ich hasse es, Rom zu verlassen, aber Rodrigo befiehlt es mir.«

Als sie am Ende des Korridors angekommen waren, fiel den Katalanen ein ungewöhnliches Hin und Her von Arbeitern auf, die Bilder und Hausrat aus einem der großen Säle der Gemächer trugen, angeleitet von einer Stimme mit deutschem Akzent.

Francisco und Marradès blieben stehen, um sich vor Johannes Burckard, dem Zeremonienmeister des Papstes, zu verbeugen.

»Don Francisco, Eure Exzellenz!«, rief Burckard aus und verbeugte sich ebenfalls. »Dieses Durcheinander tut mir leid. Seine Heiligkeit hat angeordnet, das Arbeitszimmer von Don Juan zu leeren ...« Er blickte düster zu einigen Porträts des jungen Borgia, die an der Wand lehnten.

Auf einem davon war der zweifellos schöne Sohn des Papstes in seinen Lieblingskleidern verewigt worden: einem eleganten Umhang aus Goldbrokat im orientalischen Stil und einem Turban, auf dem eine Brosche mit Rubinen und Smaragden steckte.

»Jetzt ist von Juan nur noch das übrig«, murmelte Marradès Francisco zu, während ein Arbeiter das Bild entfernte und es Burckard zeigte.

»Wo soll ich es hinbringen, Exzellenz?«, fragte der Arbeiter respektvoll.

»Runter ins Lager«, antwortete der Zeremonienmeister.  
»Und sei vorsichtig!«

Der Arbeiter wickelte die Leinwand in Stoff und trug sie

mit anderen Gemälden weg, während Francisco, Marradès und Burckard das große Vorzimmer erreichten, in dem zehn Wachen standen. Einige Sekretäre, die an Schreibtischen saßen, verfassten Dokumente, vier Prälaten sprachen leise miteinander, ein Botschafter wartete mit seinem Gefolge in einer Ecke.

»Geht es Seiner Heiligkeit gut?«, fragte Francisco Burckard.

»Ja, er ist guter Gesundheit, und auch seine Stimmung wird von Tag zu Tag besser.« Der Zeremonienmeister lächelte.  
»Wie heißt es doch, die Zeit heilt alle Wunden.«

Flores machte eine zustimmende Geste.

»Es ist ein gutes Zeichen, dass er das Arbeitszimmer seines Sohnes leeren lässt«, fuhr Burckard fort. »Unser Pontifex muss ans Wohl der Kirche denken, bevor er an sich selbst denkt. Er kann sich nicht der Trauer ergeben, er muss vergessen, und um sich herum die Dinge seines toten Sohnes zu sehen hilft ihm sicher nicht dabei.«

»Was meint Ihr?«, fragte Francisco.

»Die Kirche braucht einen neuen Generalkapitän«, schaltete Marradès sich ein, während Burckard nickte. »Es braucht einen Mann, der dem Heiligen Vater treu ist, wie es Don Juan war. Ein Mann der Familie Borgia ... Und wer wäre besser für diese Aufgabe geeignet als Cesare?«

»Aber Cesare ist Kardinal!«, rief Flores verblüfft aus.

»Da findet sich schon eine Lösung.« Marradès zwinkerte.  
»Es ist kein Geheimnis, dass es im Kardinalskollegium viele unversöhnliche Kardinäle gibt, und Seine Heiligkeit wird bei diesem Projekt kein leichtes Spiel haben. Aber er wird seine Saat schon keimen lassen, wie er es immer geschafft hat.«

»Natürlich im Interesse der Kirche!«, rief Burckard aus und bekreuzigte sich.

»Das bezweifeln wir nicht«, sagte Marradès mit einem ironi-

schen Lächeln und zeigte seine perfekten Zähne, dann wandte er sich an Francisco und ergänzte leise: »*Lupus in fabula*.«

Cesare Borgia und Micheletto Corella, seine stets präsen- te rechte Hand, kamen heran, vorbei an Verbeugungen und Ehrbezeugungen. Hut, Umhang und Gewand schwarz, ruhig und sicher wie Panther, die einen Hinterhalt plantem.

Sie verbeugten sich knapp und eilten mit wehenden Umhängen weiter, bis sie hinten im Korridor verschwanden.

»Wenn du mal Zeit hast, würde es mir gefallen, mit dir die Klinge zu kreuzen«, sagte Francisco zu Marradès, ohne das Auftauchen des päpstlichen Sohnes zu kommentieren.

»Großartige Idee. Dann kann ich auf deine Kosten mit der Technik meines neuen französischen Lehrers experimentieren, aber ich will nichts verraten. Du siehst mich dann im Fechtsaal«, schloss der Kammerdiener.

»Folgt mir, Don Flores, ich kündige Euch beim Pontifex an«, sagte Burckard streng, um deutlich zu machen, dass er ihre Gespräche missbilligte. »Doch Ihr, Exzellenz, wartet ...«

»Burckard zieht den Kelch der Klinge vor«, sagte Marradès leise zu Francisco, dann ging er.

Das Zimmer, vor dem bewaffnete Wachen standen, war nicht groß und wurde vom vergoldeten Schreibtisch des Pontifex und einem breiten Pult, an dem Kopisten arbeiteten, beherrscht. Borgia stand neben einem Fenster und diktierte einen Brief auf Latein.

Francisco zog den Hut und trat auf ihn zu.

»Francisco! Wie schön, dich zu sehen, wie geht es dir?«, rief Alexander VI. aus und hieß ihn mit offenen Armen und einem breiten Lächeln willkommen.

Flores kniete sich hin, um die Hand des Borgia zu küssen.

Burckard hatte recht, der Papst war nicht mehr der graue

und verzweifelte Mann der letzten Monate: Seine Gesichtsfarbe war gesund, die Augen klar, die Gesten sicher. Bloß einige tiefe Falten hatten sich in die breite Stirn gegraben.

»Sehr gut«, antwortete Flores und stand auf Aufforderung des Papstes auf, dann sah er ihn freundlich an. »Auch Ihr, Heiligkeit, seht sehr gut aus.«

Borgia wurde ernst, und in seinen Augen tauchte ein Schatten auf.

»Das Leben geht weiter, wir müssen die Vergangenheit hinter uns lassen, so schmerzhaft es auch ist. Ich habe in diesen Monaten viel gebetet, ich habe Gott um Vergebung meiner Fehler gebeten ... Der Herr hat nicht gewollt, dass ich den Mörder meines Sohnes finde, aber ich kann es mir nicht mehr erlauben zu weinen. Christus hat mir seine Kirche anvertraut, und ich muss an sie denken ... Juanito bleibt in meinem Herzen.«

Der Papst machte eine Pause, als schnüre ihm die Erinnerung an diesen Schmerz den Hals zu, bevor er mit belegter Stimme fortfuhr: »Ich habe versucht, ihn gegen das Böse zu verteidigen, ihn zur Vorsicht zu erziehen, und um ihn zu schützen, habe ich ihm treue Männer an die Seite gestellt, und du, Francisco, weißt es ... Ich habe ihn mehr geliebt als all meine anderen Kinder, aber es hat nichts genutzt.«

Er ließ den Satz so stehen und drehte sich zu einem Fenster um, um seine Gefühlsregung zu verbergen. Dann wandte er sich mit einer brüsken Bewegung Francisco zu und legte ihm eine Hand auf die Schulter.

»Ich will nicht, dass der Wunsch nach Rache an demjenigen, der ihn mir genommen hat, die Heiligkeit meiner Mission beeinträchtigt«, sagte er, und seine Stimme klang jetzt ganz emotionslos. »Wir müssen an die Zukunft denken, und ich will, dass Cesare Juans Posten als Generalkapitän der Kir-

che übernimmt. Dafür brauche ich die Unterstützung des Kardinalskollegiums und auch der katholischen Herrscher. Unsere Gruppe ist stark, aber Römer und Franzosen widersetzen sich uns. Wir brauchen Zustimmung, verstehst du, Francisco?« Der Blick des Papstes wurde gebieterisch. »Die Kardinäle dürfen nicht glauben, dass ich mich aus Trauer all ihren Wünschen beugen würde! Um die Römer kümmern ich und Cesare uns«, fuhr Borgia fort. »Du dagegen wirst nach Spanien reisen, an den Hof. Wir bereiten eine bessere Strategie vor, damit die katholischen Majestäten die Ernennung Cesares zum Kommandanten der päpstlichen Truppen akzeptieren. Ihren Widerstand wirst du mit unserem Vorschlag kontern, einen spanischen Kardinal für die Stadt Valencia auszuwählen. Du wirst sie von der absoluten Notwendigkeit und Gerechtigkeit dieser unserer Entscheidung überzeugen.«

Francisco senkte den Kopf.

»Heiligkeit, ich bitte Euch nur darum, noch einige Wochen in Rom bleiben zu dürfen. Meine Mutter verlangt nach meiner Anwesenheit.«

Der Gesichtsausdruck des Borgia entspannte sich, und seine Augen erstrahlten.

»Donna Inés! Ist sie immer noch so schön und stolz?«

»Für meine Mutter scheinen die Jahre nicht zu zählen, auch wenn sie unter meiner ständigen Abwesenheit leidet.«

Einen Augenblick lang schwieg Rodrigo, während sein Blick matter wurde. Er schien mit Bedauern an die Vergangenheit zu denken.

»Ich kann Donna Inés nicht unzufrieden machen. Eine Ecke meines Herzens gehört für immer ihr. Ich gebe dir einen Monat, Zeit genug, um deine neue Mission vorzubereiten.«

Francisco hielt den Kopf gesenkt und sagte nichts.

»Ich brauche Männer wie dich«, begann der Pontifex erneut und trat auf Flores zu. »Dein Vater hat mir bis zu seinem Tod hingebungsvoll gedient, und auch dein ...«

Es klopfte an der Tür, dann trat Johannes Burckard ein.

»Heiligkeit, wir erwarten Euch bei der Messe.«

Der Papst sah Francisco liebevoll an.

»Ich habe die Berichte deiner Missionen gelesen und möchte sie mit dir besprechen. Ich werde dich in den nächsten Tagen rufen lassen. Hast du noch Fragen, Francisco?«

»Nein, Heiligkeit, keine, die nicht warten könnte.«

»Nun dann, Gott sei mit dir, mein Sohn.«

Flores ging in die Knie, um den päpstlichen Ring zu küssen, der Papst segnete ihn, bevor er sich hinter Burckard auf den Weg machte.

